

Nr. 257 Bydgoszcz/ Bromberg, 10. November 1938

Die Freien vom Freital

Ein Roman aus den Bergen
von André Mairock

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Heinrich saß in der Stube des Scheibenhofes vor dem Schreibtisch und befaßte sich wieder mit den Listen und Aufstellungen, die er heute schon einigemal hervorgeholt hatte: es war ihm alles so fremd, so ungewohnt, und Hanne um ihre Hilfe anzugehen, das konnte er nicht; dazu war er zu stolz. Er mußte gleich am Anfang den Widerstand brechen, den sie ihm entgegenzusetzen versuchte, und dann mußte er sich schon von vornherein unabhängig von ihr machen ... Man hatte ihn kraft des Sondergesetzes zum Scheibenhofer gemacht, zum Freien des Freitals, ohne ihn zu fragen, ob es ihm so paßte, und er mußte gehorchen, weil ihn der Schwur dazu zwang, auch wenn sein Herz nicht dabei war. In Chur hätte es große und erschrockene Augen gegeben, wenn man ihn von dort hätte so in der Bauernstube sitzen sehen, als Bauern, als Scheibenhofer! ... Scheibenhofer! ... Und in Chur hatte er seine Werkstätte als Bildhauer, als Künstler! ... Jetzt saß er also in einer düsteren Bauernstube des Schwarztanns, und während er in den landmännischen Listen blätterte, weilten seine Gedanken sehnsuchtsvoll drüben über den Bergen, in einer freundlichen, lebensfrohen Stadt, wo das Glück ihm bei jedem Schritt begegnet war. Es war also ein zweigeteiltes Leben, das er jetzt zu leben hatte, zweigeteilt, wie seine Natur war: er war aus dem düsteren Schwarztann gewachsen, fühlte sich eng verbunden mit dieser schweren, herben Erde, und doch zog ihn immer wieder etwas hinaus in die Welt ... Einmal mußte der Tag wieder kommen, an dem er durch den Klimmsteig dieses Tal verlassen durfte, und zwar bald mußte er kommen. Er durfte nicht mehr lange warten, denn längst schon sollte er wieder in Chur sein ...

Mit Gewalt suchte er sich immer wieder von diesem Gedanken zu befreien, aber kaum hatte er die Arbeit begonnen, sah er sich gleich wieder im Klimmsteig vor der Brücke stehen. Was wäre wohl, wenn dieser einzige Zugang eines Tages verriegelt werden müßte? Unsinn! — — Und doch wurde es ihm bei diesem Gedanken so eng um die Brust, daß er rasch aufstand und das Schreibzeug in die Schublade zurückwarf und wie ein gefangener Löwe die Stube auf und ab lief ...

Da hörte er im Gang draußen Frauenstimmen. Die eine war Rosin, und die andere ...? Das war doch ...?

Zaghaft wurde an die Tür geklopft.

„Herein!"

Zenzl von der Rabenfluh stand vor ihm, noch ganz erhitzt vom schnellen Marsch. Das war eine große Überraschung. Was wollte das Mädchen hier? Und was gab das wieder für ein Getuschel im Haus! Hatte doch Hanne erst heut mittag in ihrer spitzen Art auf das Mädchen angespielt ... Seine Stirne furchte sich, und er schaute lange wortlos auf den Gast, ohne sich vom Platz zu rühren.

Das Mädchen, durch seinen Blick unsicher und verlegen geworden, konnte auch nicht gleich reden. Und so entstand eine längere Pause des Schweigens.

„Was willst du bei uns, Zenzl?" fragte er endlich.

Das Mädchen schöpfte Atem. „Du mußt bis 8 Uhr beim Schultheiß sein."

„Wozu?"

„Es ist a Sitzung ..."

Er nickte. „Wie kommt's, daß du ...?"

Sie wurde wieder verlegen: Der Gemeindediener sei schon ganz erschöpft in der Rabenfluh angekommen, und so habe sie für ihn den Gang zum Scheibenhof herüber gemacht ... Dann wollte sie schnell zur Türe.

„Wart!" rief er. „I geb gleich mit." Er schloß den Schreibtisch ab, nahm den Schlüssel zu sich und griff nach dem Hut.

Auf dem Gang stießen sie auf Rosin. „Ich muß zur Sitzung", sagte er kurz, öffnete die Türe und ließ Zenzl vorangehen.

Und als sie nebeneinander der Talmulde zuschritten, wurden sie von zwei Augenpaaren verfolgt, aus denen ebensoviel Unwillen als Neugier schaute. „Dös ka si a Gspring geben, wenn die ihm scho am ersten Tag ins Haus lauft!" grollte Rosin ihnen nach.

„Laß allat springen! — — I mein doch: es geht a bißl was vor ...? Daß der heut scho auf a Sitzung muß? — — Es ka ja noch viel gschehn, bis die zwei Hochzeit machen", erwiderte Hanne in einem spöttischen, abfälligen Ton.

Wie Heinrich so hielt auch Zenzl sich sehr lange zurück. Keines von beiden wollte sprechen, lange nicht ... Als sie an der alten Ulme vorbeigingen, schaute Heinrich auf den Scheibenhof zurück, als wollte er sich auch von der äußerlichen Ordnung des Hauses überzeugen ...

„Jetzt ist's doch so kommen ...?" ließ sich das Mädchen hören.

„Ja, es ist so gekommen."

„Und weiter ...?"

„Hm. Jetzt bin ich einmal Scheibenhofer, und was weiter werden soll, das müssen wir erst abwarten."

„Was sagen deine Schwestern dazu?"

„Was sollen sie sagen? Sie haben sich halt auch verrechnet, verrechnet wie ich!"

„Du hast also wirkli gmeint ...?"

„... daß das Anweisen meinen Schwestern vermacht ist, ja. Ich hab mich ja nie darum gekümmert und hätte mir mein Brot recht gern anderswo verdient", erwiderte er etwas gereizt.

Zenzl schwieg. Es gefiel ihr nicht, wenn er so sprach.

„Wir sind Kinder des Schwarztanns", fuhr er nach einer Weile fort, als spreche er zu sich selbst. „Ich hätte das nie vergessen dürfen!" — — Dann schaute er das Mädchen von der Seite an. „Ich weiß, daß du mit mir nicht mehr zufrieden bist, Zenzl. Urteile über mich, wie

du willst: diese fünf Jahre sind nicht mehr auszulöschen! — Man hat mich jetzt zum Scheibenhofer gemacht, vielleicht in der besten Absicht. Man hat mich festgemacht im Schwarztann — —, aber ich werde mir allezeit eine Tür offenhalten, die in die Welt hinausführt!"

„Und der Scheibenhof?" wagte sie doch zu fragen.

„Der muß in guten Händen sein. Dafür muß ich eben sorgen!"

„Also doch?" Jetzt schaute sie zu ihm auf. Seine Stirne war gefurcht, sein Blick geradeaus ins Leere gerichtet, und die Augen waren eng zusammengekniffen, als müßte er angestrengt über etwas nachdenken . . .

„Man hat jetzt Botschaft über die Franzosen", sagte sie.

„So?"

„Kei gute! Der Schultheiß hat den Landsturm aufgeboten!"

Darauf sagte er nichts, aber auf seinem Gesicht malte sich der Schrecken.

Sie waren in der Talmulde angekommen. Hier trennten sich ihre Wege. Sie blieb stehen, wie wenn sie sich noch etwas sagen wollten, wozu ihnen die Worte fehlten.

„Heinrich, mir ist's so angst!" stieß sie endlich hervor, als suche sie Befreiung aus einem furchtbaren Druck.

„Wovor?"

„I weiß nit . . . Wenn du bloß amal reden tätst!"

„Reden? Was denn?"

„So, wie du früher gsprochen hast. Es tut mir so weh, wenn i neben dir herlauf und sehen muß, daß alles, alles ganz anders worden ist! Und wer weiß denn, was die nächsten Tag bringen? Heinrich! Sei ehrlich, sag mir, was dir fehlt, so, wie du's früher auch tan hast!"

„Ja, es ist viel anders worden, aber nicht alles! Ich allein bin anders geworden! Der Schwarztann ist doch noch der gleiche wie damals. Dös darf dir nit weh tun, Zenzl! — Schau, heut sind wir wieder gute Nachbarn, und wenn 's Grummet zum Mähen ist, schlagen wir fast mit den Sensen zusammen, weil bloß der Flurstein zwischen unseren Grundstücken steht!" — Er reichte ihr die Hand und lachte ihr das erstemal wieder so gemütlich zu, wie er es in früheren Jahren getan hatte. Dann ging er rasch nach der Richtung des Taldorfes davon.

Langsam stieg das Mädchen zum Wirtshaus hinauf. Oft schaute sie nach ihm um. Sie merkte, daß sie sich immer mehr in seinem Wesen verirrte: sie suchte und suchte und konnte nichts finden: wenn er sprach, sprach er so fremde Dinge, und kein Wort mehr von dem, was sie früher so gern aus seinem Mund gehört hatte. Und wie so oft schon, traten ihr auch heute wieder die Tränen in die Augen, die den schweren Druck auf der Brust löften . . .

7. Kriegsrat der Freien.

In der Amtsstube des Schultheißen, wo sich an diesem Abend die Freien vom Freital zu einem Kriegsrat versammelten, gab es ernste, sorgenvolle Gesichter: Aus einzelnen Nachbartälern lagen die Schreckensbotschaften vor, daß herumstreifende marodierende Soldatenhaufen des französischen Revolutionsheeres hier und dort eingebrochen waren, um die Dörfer auszuplündern. Und wo ihnen Widerstand entgegengesetzt wurde, hatten sie sogar von ihren Waffen Gebrauch gemacht. Nun hatten dazu noch die beiden Söhne des Schultheißen die Kunde gebracht, daß ein größerer Haufen französischer Soldaten sich auf der Straße befände, die am Freital vorbeiführte. Was dann, wenn es die feindlichen Krieger gelüstete, dem Schwarztann einen Besuch abzustatten? Sollte man ihnen den Eintritt ins Tal verwehren? Durfte es der kleine ungeübte Landsturm wagen, sich den regulären, kriegsgeübten Truppen entgegenzustellen? Mußte nicht gerade der Widerstand den Feind zur unnachsichtigen Rache und Vergeltung reizen? Oder wäre es vielleicht besser, ihm freien Zugang zu gestatten, auch auf die Gefahr hin, daß er das Dorf ausplünderte? — Und über diese Fragen zu beraten und schlüssig zu werden, hatten die Freien vom Freital sich heute um den Schultheißen versammelt.

Vollzählig waren sie erschienen, die alten Herrenbauern, mit ihren harten, bedächtigen Gesichtern, aber auch die jungen, die ihren verstorbenen Vätern in die sonderberechtete Erbwürde nachgefolgt waren. Der jüngste von ihnen war Heinrich Schrund, der heute das erste Mal den leergewordenen Platz der Scheibenhofer besetzte. Und diese Neubesetzung wurde von den anderen mit solcher Selbstverständlichkeit hingenommen, als hätte es gar nicht anders sein können. An seiner Seite saß Konrad Immler, der Wirt „Zur Rabenfluh". Soviel Ernst und Feierlichkeit hatte Heinrich noch nie im Gesicht des biederen Mannes gesehen als heute. Und so war es bei allen. Heinrich schaute von Gesicht zu Gesicht. Überall begegnete er demselben Blick, derselben Miene, und allmählich wurde es ihm ganz unheimlich zumute, so daß es ihm einigemal kalt über den Rücken lief: Er überlegte, wie es wohl wäre, wenn diese Männer über einen zu Gerichte säßen . . .? Von dieser Seite hatte er den Schwarztann noch nicht kennengelernt, und schon beim bloßen Gedanken daran graute ihm davor . . .

An der Seite des Schultheißen saß der Schulmeister, vor sich auf dem Tisch das Schreibblatt, in der Hand die Feder. Mit einem schwachen Lächeln hatte er zu Heinrich herübergegrüßt . . .

Dann erhob sich der Schultheiß und fing an zu reden: Er hätte den Rat der Freien heute zusammengerufen, damit man sich darüber schlüssig werde, was zu tun wäre, wenn die Franzosen wirklich am Klimmsteig erscheinen sollten. Man müßte das mit Bestimmtheit annehmen; denn die Landstraße sei sehr einsam, und wie schon so viele Fremde den Weg ins Tal gefunden hätten, so würde es auch den Franzosen nicht allzu schwer fallen, den Schwarztann ausfindig zu machen. Man müsse sich also schlüssig werden, ob man ihnen den Zugang gestattet — oder verwehrt. In der Abwehr dürften sie allerdings nicht unterliegen; denn man müßte damit rechnen, daß ein Widerstand den Feind zur Rache reize. Und dann wäre es um den Schwarztann geschehen. Es dürfe also kein feindlicher Soldat den Heimatboden betreten, und um das zu erreichen, seien einzelne Sondergesetze notwendig, die morgen beim ersten Tagesgrauen schon in Kraft treten müßten. Das Gebot der Stunde erfordere also nicht nur rasches Handeln, sondern auch entschlossene Einigkeit und festen Mut. Vor einem Überfall seien sie durch die Gottesackerberge geschützt, die als ein unüberbrückbarer Felsenwall das ganze Tal umschlössen. Es bleibe also allein nur der Klimmsteig zu verteidigen, und es hätte sich schon einmal dort, zur Zeit ihrer Väter, ein grimmiger Kampf abgespielt. Damals seien es Schweden gewesen, die den Schwarztann bedroht hatten, die aber durch die Einigkeit und Entschlossenheit der Schwarztannler aufs Haupt geschlagen worden waren. Diesmal seien es Franzosen, und sie, die Söhne der Schwarztannler, müßten sich wohl vor Gott und der Welt schämen, wenn sie es nicht ihren Vätern gleichtun wollten . . .

Der Schultheiß machte in seiner Rede eine längere Pause. Totenstille herrschte in der Stube. Jedem mochte es wohl schwer werden, daran zu glauben, daß der Schwarztann jetzt tatsächlich von kriegerischen Einfällen bedroht war. Schon lange hatte man davon gesprochen und sich davor gefürchtet, aber es war doch ein großer Unterschied zwischen dem Möglichen und dem Tatsächlichen. In die Stirnen der schweigenden Männer gruben sich tiefe, finstere Falten, und die schweren, schrundigen Hände lagen zu grimmigen Fäusten geballt auf der Tischplatte, als wären sie jede Minute bereit, dreinzuschlagen . . .

„Ich frage euch als die Freien vom Freital jetzt im Namen des Schwarztanns", fuhr der Schultheiß mit erhobener Stimme fort: „Ist den Franzosen der Eintritt ins Tal zu gestatten oder zu verwehren?"

„Zu verwehren!" kam es rollend und grollend aus den Kehlen, und die Fäuste fielen zur Bekräftigung krachend auf die Tischplatte nieder.

„Wer ist dagegen?"

Keiner rührte sich. Heinrich saß da wie ein Unbeteiligter, wie ein ungeübter Neuling, dem es noch nicht recht gelingen wollte, sich in das einheitliche Ganze einzugliedern.

„Keiner? — — Dann verhänge ich über den Schwarztann das Kriegsrecht und erlasse folgende Gesetze: 1. Der

Landsturm ist aufgeboten und muß jede Stunde verfügbar sein. Jeder ist verpflichtet, Blut und Leben für die Heimat einzusetzen." Der Schultheiß setzte ab, als erwarte er eine Entgegnung. Aber es kam keine. Nur die Feder des Schulmeisters kratzte über das Papier. Dann fuhr er fort: „2. Es ist jedem verboten, den Schwarztann zu verlassen, solang der Kriegszustand dauert. Wer sich aus dem Staub macht oder machen will, ist als fahnenflüchtiger Schurke zu erachten und zu bestrafen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Zigarren des Ministers.

Heiteres von **Aloys Hinterholzer.**

Oskar von Miller, der verstorbene Schöpfer des Deutschen Museums in München, war niemals ein starker Raucher. Oft, wenn ihm eine Zigarre angeboten wurde, geriet er in nicht geringe Verlegenheit. Meist lehnte er ab, aber manchmal ließ es sich nicht umgehen, doch eine Zigarre zu rauchen. Dabei gab er oft die beiden Geschichten zum besten, die er vor Jahren erlebt hatte. Hier sind sie:

Als dreißigjähriger Ingenieur wurde Miller von dem bekannten französischen Ingenieur und mehrfachen Ministerpräsidenten Charles Louis Freycinet nach Paris gerufen. Während der Besprechung ließ Freycinet, ein starker Zigarrenraucher, eine Kiste echter Importen vor seinen Gast stellen. Er hatte ohne weiteres angenommen, daß der Deutsche nur Zigarren rauche. Dagegen ließ der Ministerpräsident den anderen Herren lediglich Zigaretten anbieten.

Oskar von Miller, der Nichtraucher, griff denn auch zu, er glaubte eine solche Ehrung nicht zurückweisen zu dürfen. Die Zigarren waren das Erlesenste, was die Welt an Importen kennt. Als von Miller nun den ersten Zug getan hatte, legte er die Zigarre in den Aschenbecher, wo sie rasch erlosch. Kaum sah der Ministerpräsident, daß die Zigarre seines deutschen Gastes nicht mehr brannte, bot er dem Ingenieur eigenhändig Feuer an. Miller tat wieder einen Zug und legte die Importe dann abermals weg. Aber auch Freycinet war mit seinem Feuerzeug sofort wieder bei der Hand. So ging das fort drei- oder viermal. Der Ministerpräsident nahm fortgesetzt darauf Bedacht, daß die Zigarre seines deutschen Gastes glühte. Als Miller merkte, daß er den Glimmstengel auf solche Weise nicht loswerden konnte, verfiel er auf einen Trick. Er tat von Zeit zu Zeit einen tiefen Zug und blies den Rauch in dichten Schwaden vor sich hin. Nach jedem Zug aber nahm er die Zigarre unter die Tischkante und schnitt mit seiner Taschenschere ein Stück vom anderen Ende ab. Das tat er so lange, bis von der langen Importe schließlich nur noch ein kleines Ende vorhanden war. Unter seinem Stuhl häufte sich ein kleiner Hügel aufgelöster und auseinanderfallender Zigarrenstummel.

Als er sich zum letzten Mal anschickte, den Zigarrenrest zu verkürzen, ging der Ministerpräsident auf Oskar von Miller zu und sagte: „Ich glaube, lieber Freund, da sind wir richtig hereingelegt worden mit unseren Zigarren. Ein schönes Kraut muß das sein! Entblättert sich wie Bäume im Herbst . . ."

Lachend nahm er die Importenkiste fort und schloß sie mit lautem Knall.

*

Als der deutsche Ingenieur einmal nach Amerika kam, wurde er von Edison eingeladen, einige Tage auf dessen Besitzungen zu verbringen. Miller erschien denn auch, und Edison widmete sich seinem Gast in wahrhaft väterlicher und rührender Weise. Während sie nach einem einfachen Mittagsmahl in angeregtester Weise über die neuesten technischen Errungenschaften plauderten, holte Edison die unvermeidliche Zigarrenkiste und bot dem Gast, wie allen seinen Besuchern, einen der braunen Glimmstengel an. Oskar von Miller steckte sich, wenn auch nur widerwillig, die Zigarre an, tat einen Zug und legte sie dann fort.

Edison klopfte seinem Gast freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Ja, mein Freund, das ist eine von den hunderttausend, die ich im Keller liegen habe. Sie stammen aus einer Konkursmasse. Ich hatte dieser Firma nämlich eine elektrische Anlage gebaut. Dann machte sie bankerott und konnte nicht zahlen. Ich habe mich an den Zigarren schadlos gehalten. Gewiß, sie sind nicht gut. Aber das macht nichts. Die elektrische Anlage, die ich der Firma gebaut habe, war noch schlechter!"

Casanova flieht.

Erzählung von **Hermann Linden.**

An jenem Nachmittag, als der Chevalier de Seingalt, vor drei Stunden den Bleikammern entsprungen, gesucht und gehetzt von Häschern, in äußerster Not und Bedrängnis war, sah er die Tochter des Schuhmachers Wagner. Gefaßt von der Liebe zu seiner Vaterstadt, wollte er noch einmal vor dem Verlassen einen Blick auf Venedig werfen, und war daher aus der Tiefe des Schiffes, in das ihn der Koch, ein guter Freund, versteckt hatte, rasch nach oben geklettert. Da ging sie vorbei, Gloria Wagner, hutlos, einen kleinen Korb am Arm, und die süße Fröhlichkeit ihres Angesichts und die gazellenhafte Leichtigkeit ihres Ganges ergriffen ihn so, daß er Gefahr und Polizei vollkommen vergaß, über das Landungsbrett sprang und hinter dem Mädchen einherlief, obwohl jeder Schritt des Pflasters Todesgefahr für ihn war, denn er war ein der schwarzen Kunst angeklagter Mann.

Die Tenöre der Gondolieri schwangen sich in weichen Arien über die Paläste und Lagunen. Der geflügelte Löwe auf dem Markusplatz funkelte in der Sonne wie brennendes Gold. Das Rokoko hatte sich in seiner ganzen eleganten spitzenreichen Schönheit öffentlich ausgestellt, durch die Schlitze der Larven glitten die Augen ineinander, ohne daß man wußte, wem sie gehörten. Unbeschwerte Seligkeit trieb blühenden Unsinn, dessen Entschuldigung seine Grazie war.

Hastig ging der Chevalier, der als Fischer verkleidet war, sich im Gehen eine froschgrüne Larve vor das braune Gesicht bindend, hinter dem Mädchen her und erreichte es gerade in dem Augenblick, als ein langer Zug singender junger Stutzer es in seine Mitte nahm, um einen Tanz um es herumaufzuführen. Das Mädchen schien aber dazu keine Lust zu haben, wohl nur, weil es keine Zeit hatte, und versuchte, den jungen Männern zu entkommen, was ihm aber nicht gelang.

Casanova hatte den Anlaß, den er sich wünschte. Der Sprung, mit dem er in die Gruppe hineinschnellte, war von solcher Wucht, daß drei Stutzer zu Boden flogen und die übrigen in einer Seitengasse verschwanden. Der Chevalier machte eine Verbeugung und bot dem Mädchen seine Unterstützung und Begleitung an. Gloria nahm sie lächelnd an. Nachdem sie einige Minuten schweigend gegangen waren, die der Chevalier benutzte, um einen tiefen, prüfenden Blick in die großen grauen Augen an seiner Seite zu tun, blieb Gloria vor einem Palazzo stehen. „Warten Sie einige Minuten, Signore", flüsterte sie, ein leises, zuckendes Lächeln um die Mundwinkel, „ich will nur schnell dem Marchese Gonzaga seine Schuhe bringen, dann können wir noch ein bißchen spazieren gehen!" Casanova nickte und setzte sich auf die eiserne Stange des Lagunengeländers. Die Minuten zerrannen, mehr als er gedacht hatte.

Da saß er nun, der dreißigjährige leichte Vogel, angeklagt der Alchimie und anderer finsterer Künste. Er betrachtete seine Hände, sie waren hart und hager geworden in der Hitze der Bleikammern. Seit drei Stunden war er aus dem Gefängnis entkommen. Überall streiften die Häscher umher, um ihn zu suchen. Ein Preis war auf seinen Kopf ausgesetzt. Gut versteckt hatte er in der Tiefe des Schiffes gesessen; der böse Geist hatte ihn wieder nach oben gelockt.

Und da war dieses Mädchen vorbeigegangen, dieses schöne, große, schlanke, fremdländische Mädchen mit dem fröhlichen Gesicht und den grauen, geheimnisvollen Augen. Das Wesen Weib hatte wieder, wie immer, mit Blitzesschnelle Macht über ihn gewonnen. Was bedeutete das Leben, der Tod, die Bleikammern, die Häscher, die Gefahr gegenüber dem Versäumnis, ein solches Mädchen ungekannt davongehen zu lassen? Trotz dieser Gedanken unterließ er in diesem Augenblick nicht, sich das Halstuch vors Gesicht zu schlagen, denn es kamen schwarze Polizeisoldaten in die Gasse hereingeschwenkt, die jeden Gehenden und Sitzenden argwöhnisch musterten. An ihm, einem simplen Fischer, gingen sie mit einem kurzen Blick vorüber. Ein Mensch, der in so schlechter Haltung auf dem Geländer hockt, wie er, konnte der Gesuchte nicht sein. Casanova galt als eine brillante Denkmalsfigur; nur vergaßen die Häscher, daß er der Sohn einer Schauspielerin war, wenn auch einer schlechten.

Jedenfalls gingen sie vorüber, und der Chevalier reckte sich wieder gerade und nahm das Tuch vom Gesicht. Gloria Wagner kam aus dem Haus, eilig, bestürzt, ein wenig zerzaust. Sie gingen wieder den Weg zurück und standen bald auf der kleinen Piazetta am Dogenpalast. Casanova warf einen verstohlenen Blick auf die Säulenreihe des Baues; an den zwei dunklen Säulen, zwischen denen die Todesurteile verlesen wurden, blieben die Augen mit einem höhnischen Ausdruck haften. Das Paar setzte sich auf eine Treppe.

„Müssen Sie nicht wieder zurück auf Ihr Schiff?" flüsterte Gloria, mit der Hand auf den Schoner weisend, an dem eben die Segel hochgebunden wurden. Der Chevalier war erstaunt.

„Woher wissen Sie denn, daß ich von diesem Schiff kam?" fragte er, einen Finger drohend erhoben.

„Ach, man hat doch Augen im Kopf", lächelte Gloria zurück.

Schweigen. Einige verirrte Tauben flogen vorbei. Die Luft dröhnte von den tausend Liedern, die überall gesungen wurden.

Gloria Wagner sah den Mann an ihrer Seite einmal aufmerksam an. Eigentlich war das ein recht sonderbarer Fischer, dachte sie. So einen hatte sie noch nie gesehen. Wohl hatte er die sehnige Gestalt, die zu seinem schweren Beruf erforderlich war, auch hatten seine Hände etwas Hartes und Verbranntes, als hätten sie viel in heißer Sonne gearbeitet. Aber der Kopf, der Kopf, was hatte der Mann für einen interessanten Kopf! Er stieg aus dem gelben Hemd heraus, kühn und scharf wie der eines Adlers; das Gesicht war braun wie eine Bronzeplatte. Das Mächtigste in diesem Gesicht aber waren die Augen; sie saßen wie schwarze, glühende Diamanten unter den Lidern; wenn sie sich öffneten, strömte eine Glut heraus, die fast schmerzend war. Da sagte das Mädchen auf einmal schnell: „Sie sind auch kein richtiger Fischer, Signore!"

Überrascht antwortete der Chevalier: „Was denn, mein schönes Kind?"

„Nun, vielleicht sind Sie am Ende sogar der Kapitän!"

Da lachte der Abenteurer, und Gloria wurde rot vor Verlegenheit.

„Reden wir lieber von Ihnen, mein schönes Kind", sagte er, „ich kann nun die Frage umdrehen. Sie sind auch keine Italienerin, nicht wahr?"

„Mein Vater ist ein eingewanderter Deutscher aus Augsburg. Aber meine Mutter ist eine Venezianerin, er hat sie in Ausburg kennengelernt. Sie war an einem Wandertheater, aber sie hat nicht viel gekonnt, und da war sie froh, daß sie einen Mann fand, der ihr versprach, mit ihr nach Venedig zurückzureisen.

„Ihr Vater ist Schuhmacher?" fragte der Chevalier in langsamem Ton.

„Ja, wir haben sehr gute Kundschaft hier", erwiderte Gloria leise.

Wieder lachte der Chevalier so laut, prächtig und seltsam wie vorhin.

„Nun, dann sind wir ja in der Branche verwandt", rief er, „nur haben meine Vorfahren etwas früher damit aufgehört, für andere die Schuhe zu nähen. Mein Großvater war der letzte der Casanovas, der so etwas tat!"

Da legte die schöne Gloria erregt ihre Hand auf den Arm des Chevaliers und rief: „Was für einen Namen haben Sie da genannt, Signor?"

„Den Namen meiner Familie", sagte Casanova einfach.

„Unseliger", hauchte sie, „Sind Sie der Chevalier de Seingalt, der seit Jahren das Tagesgespräch unserer Stadt ist, der vor drei Stunden, wie man sagt, aus den Bleikammern entsprungen ist, den die schwarzen Häscher überall suchen? Sehen Sie, da kommen schon wieder einige!"

Casanova band sich schnell seine grüne Larve vor das Gesicht und flüsterte zu seiner Begleiterin hinüber, ohne Anstalten zu machen, sich flüchtend zu entfernen: „Ein Chevalier de Seingalt hat keinen Anlaß, sich zu verleugnen, Signora. Wie heißen Sie übrigens?"

„Gloria Wagner", erwiderte das Mädchen ganz still. Der Chevalier erhob seine Hand und streichelte ihr rotblondes Haar.

„Weshalb haben Sie denn das Schiff verlassen?" kam es aus ihrem Mund.

„Weil ich nicht versäumen wollte, Ihre Bekanntschaft zu machen", lächelte er.

„Kennen Sie nicht Frauen genug?"

„Für mich sind Sie in diesem Augenblick die Frau!"

„Ja, aber nur für diesen Augenblick!"

„Er wird sich wiederholen, Gloria, ich werde wiederkommen!"

Er stand neben ihr, sie hatten sich beide erhoben. Er legte seinen Arm um ihre schlanke Hüfte, sie wehrte sich nicht. Ein süßer Reiz stieg in ihr Blut. Sie vergaß die Polizei und das Schiff. Sie wurde von einem Mann umarmt, um dessen Gesellschaft die Könige Europas sich mühten, und dem noch keine Frau sich versagt hatte. Es war ein großer und herrlicher Augenblick. Sie kostete ihn aus; aber auch er ihn.

Da hatte er nun dieses große, schlanke schöne Mädchen im Arm, er sah die grauen, rätselhaften Augen zärtlich auf sich geheftet, er küßte Gloria auf den Mund, noch einmal, vielmals; er trank den Genuß des gefährlichen Glücks lange und leidenschaftlich, aber er vergaß in den Minuten des seligen Taumels keineswegs, derjenige zu bleiben, der er war; sein umsichtiger Verstand ging ihm niemals durch. Über die Schulter des Mädchens hinweg beobachtete er genau das Schiff, es hatte sich schon einige Meter vom Kai entfernt. Da erwachte das Mädchen aus der süßen Umklammerung und schrie laut auf:

„Das Schiff, das Schiff, Chevalier, Ihr Schiff fährt fort, wie furchtbar!"

„Aber nein", sagte der Abenteurer, „was ist denn schon dabei; nur keine Aufregung, mein Kind!" Und mit einigen Schritten war er am Ufer, wie ein Hecht schoß der Körper in das blaue Wasser hinein. Sie sah ihm nach, wie er das Schiff erkletterte, sie sah seiner winkenden Hand nach, bis sie am Horizont untergegangen war. Er war fort. Mit langsamen Schritten ging sie nach Hause. Einige der schwarzen Soldaten rannten an ihr vorüber. Sie lächelte. Vielleicht kam er wirklich wieder eines Tages.





„Seitdem die neuen Lokomotiven in Betrieb sind, fahren wir durch den Tunnel in der Hälfte Zeit!"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.